

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 75 (1981)
Heft: 12

Artikel: Zur Situation des Behinderten : ein Fazit aus dem UNO-Jahr 1981
Autor: Spieler, Willy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-142961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WILLY SPIELER

Zur Situation des Behinderten

Ein Fazit aus dem UNO-Jahr 1981

Um den Verantwortlichen im kirchlichen Dienst Informationen über die Bedürfnisse und Forderungen der Behinderten sowie Anstöße zu ebenso bibel- wie behindertengerechtem Reden und Handeln zu vermitteln, hat die Oekumenische Arbeitsgruppe des «Aktionskomitees für das Jahr des Behinderten, Schweiz 1981» (AKBS 81) eine Arbeitsmappe zum Thema «Behinderte Mitmenschen» herausgegeben. Dieser Arbeitsmappe sind auch die folgenden Ausführungen entnommen. Sie kann zum Preis von siebzehn Franken bezogen werden bei: AKBS 81, Melchiorstraße 23, 3027 Bern. W. Sp.

Jeder siebte Schweizer behindert?

Nach einem Dokument, das die Weltgesundheitsorganisation 1976 vorgelegt hat, sind zehn Prozent der Weltbevölkerung behindert. Das wären heute 450 Millionen Menschen. Die höchsten Prozentzahlen an Behinderten weisen die Entwicklungsländer auf, da zwischen Behinderung und sozioökonomischer Benachteiligung eine enge Beziehung besteht. In der Dritten Welt leben aber nicht nur die meisten Behinderten, sondern auch die Behinderten, die am meisten unterprivilegiert sind: etwa 300 Millionen, die ohne grundlegende Rehabilitationsdienste auskommen müssen. Sollte sich die Ernährungslage in der südlichen Hemisphäre weiter verschlechtern, so würde die Zahl jener Behinderten noch zunehmen, die unter den langfristigen Folgen der Fehl- oder Unterernährung leiden.

Genauere Zahlen über Umfang, Tragweite und Arten von Behinderungen in der Weltbevölkerung gibt es nicht. Solche Zahlen fehlen auch im «statistischen Entwicklungsland Schweiz». Die Behinderten werden bei uns nur über die Invalidenversicherung (IV) erfaßt. Aber keine Statistik enthält die vielen Behinderten, die für ihren Lebensunterhalt selber aufkommen. Und wer weiß schon um die Zahl der Schwerhörigen, psychisch Kranken und Lernschwachen? Wieviele Gemeinden und Pfarreien kennen die Behinderten, die in ihrer Mitte leben? Schätzungen zufolge gibt es in der Schweiz

500 000 körperlich Behinderte und Chronischkranke
180 000 geistig Behinderte
100 000 Schwerhörige
100 000 Milieu- und Verhaltensbehinderte
25 000 Sprachbehinderte
9 000 Blinde und Sehschwache
7 000 Gehörlose.

Sofern diese Zahlen stimmen, wäre ungefähr jeder siebte Schweizer behindert. Das Ausmaß des Behindertenproblems dürfte jedenfalls schon quantitativ viel größer sein, als wir für gewöhnlich annehmen. Hinter den Zahlen verbergen sich aber auch Einzelschicksale, an denen wir nicht achtlos vorbeigehen dürfen; denn der Behinderte ist wie der Nichtbehinderte ein Mensch, der leben, seine Fähigkeiten entfalten und Gemeinschaft erfahren will.

Behinderung als gesellschaftliche Erscheinung

Unter «Behinderung» verstehen wir eine bleibende körperliche, psychische oder geistige Schädigung oder die Schädigung eines Sinnesorgans, die das Teilhaben der behinderten Person am sozialen Leben in irgendeiner Form beeinträchtigt, erschwert oder verunmöglicht.

Es ist unumgänglich, Behinderung auch als eine gesellschaftliche Erscheinung zu definieren. Ob nämlich der Behinderte am sozialen Leben teilhaben kann, hängt weniger von ihm selbst als von seiner gesellschaftlichen Umgebung ab. Weil dem so ist, konnte es im Aufruf des «Aktionskomitees für das Jahr des Behinderten, Schweiz 1981» heißen, daß «noch allzu häufig die Nichtbehinderten die eigentliche Behinderung des Behinderten» sind. An die Gesellschaft richtete sich daher auch die Forderung des UNO-Jahres des Behinderten: «full participation and equality» (volle Teilhabe und Gleichberechtigung).

Jahrhundertlang war der Behinderte für die Gesellschaft Last und Makel. In der hebräischen Kultur galten Krankheit und Behinderung als Strafe Gottes für begangene Sünde. «Es soll kein blinder und lahmer Mann in das Haus kommen», lesen wir im Alten Testament (2 Sam 5, 8). Die Spartaner merzten alle Schwachen und Gebrechlichen aus ihren Reihen aus. Und auch im antiken Rom und Griechenland wurden behinderte Kinder nach ihrer Geburt ausgesetzt. Die christliche Botschaft trug zwar zu einem Umdenken bei, machte sie doch den diakonischen Einsatz für die Schwachen und Benachteiligten zum Maßstab des Glaubens und zur Hauptaufgabe der christlichen Gemeinde. Aber schon im Mittelalter war man wieder soweit, behinderte Menschen als vom Teufel besessen hinzustellen, sie zu verfolgen, zu foltern oder gar als Hexen zu verbrennen.

Die Vorurteile wirken nach. Ende 1980 hat eine repräsentative Meinungsumfrage unter 1 200 Deutschschweizern ergeben, daß 50 Prozent der Befragten nichts mit Behinderten zu tun haben möchten. 14 Prozent glaubten gar, Behinderung sei eine Strafe Gottes für begangene Sünden. Es ist unverkennbar, daß der behinderte Mensch zunächst als Behinderter und erst in zweiter Linie als Mensch gesehen wird. Hinter der Behinderung geht der vollwertige Partner vergessen

und verloren. Daher muß der Behinderte weit mehr als der Nichtbehinderte beweisen, was er ist und was er kann. Besucht er eine höhere Schule, schließt er eine Ehe oder tritt er eine Weltreise an, so wird ihm die erstaunte Frage gestellt: «Was, das kannst du auch?» Die entscheidende Behinderung ist somit nicht somatisch oder psychisch vorgegeben, sie ereignet sich durch die Mitmenschen, in der Gesellschaft. Behinderung mindert den sozialen Status. Diese Statusminderung aber wird zu einer neuen, zur eigentlichen Behinderung.

Gettoisierung und ihre Ursachen

Das Inkrafttreten des Bundesgesetzes über die IV im Jahre 1960 brachte den Behinderten zwar wesentliche Fortschritte: eine finanzielle Besserstellung, qualifiziertere Ausbildungsmöglichkeiten und Berufschancen. Doch das Entscheidende kann unsere Sozialversicherung nicht leisten: die soziale Integration des Behinderten. Durch die IV ist im Gegenteil eine Spezialisierung der Behindertenhilfe möglich geworden, die sich integrationshemmend auswirkt. Sie kann dazu führen, daß der Behinderte schon in frühester Jugend seiner gesellschaftlichen Umgebung entfremdet, in ein Ghetto, zum Beispiel in eine Sonderschule, abgedrängt wird. Die Entfremdung ist natürlich wechselseitig: Auch der Nichtbehinderte glaubt, sich ohne Spezialausbildung dem Behinderten gegenüber nicht korrekt zu verhalten, sei es beim Umgang mit geistig Behinderten, beim Sprechen mit Gehörlosen oder beim Rollstuhlstoßen. Oder er fühlt sich zum vornherein von solchen Begegnungen dispensiert, da seine Steuern, vielleicht auch seine freiwilligen Beiträge ihm zu einem bequemen Alibi verhelfen.

Nichts trennt den Behinderten so sehr vom Nichtbehinderten wie der Einzahlungsschein. Geldsammlungen mögen sich für die Behindertenhilfe als notwendig erweisen, sie haben leider den Nebeneffekt, daß der Behinderte zu einer passiven Empfängerrolle verurteilt wird. Gewitzte Werbefachleute wissen, daß sich die Kassen ihrer Auftraggeber umso schneller füllen, je hilfloser und bemitleidenswerter das Klischee vom «armen Invaliden» ausfällt. Der Spendeneingang aber ist für jede private Institution der Behindertenhilfe das ausschlaggebende Kriterium des Erfolgs. «Wir dulden keine Bettler, aber wir halten uns Institutionen, die betteln, damit wir keine Bettler haben» (Walter M. Diggelmann). Nur, solange für Behinderte überhaupt gebettelt werden muß, kommen sie aus der Demütigung und Entmündigung nicht heraus.

Das — durch Sammelaktionen sich fortpflanzende — öffentliche Vorurteil verbindet die teilweise Hilfsbedürftigkeit des Behinderten mit einer allgemeinen Lebensuntüchtigkeit und Entscheidungsunfähigkeit.

Behinderte werden wie kleine Kinder betreut und bevormundet. Sie erleben es täglich, daß andere bestimmen, wohin sie gehen oder was sie kaufen sollen. In anderen Bereichen aber, in denen der Behinderte tatsächlich auf Hilfe angewiesen wäre, steht er allein. Wo gibt es Service-Stellen, die Behinderten ein selbständiges Leben im eigenen Haushalt ermöglichen? Wo finden sich Menschen, die für Gehörlose oder Sprachgeschädigte die Kommunikation herstellen? Wer stellt sich einem geistig Behinderten als freundschaftlicher Begleiter zur Verfügung? Wer bietet die Hilfe an, die nicht erniedrigt, sondern den Behinderten als Partner ernst nimmt?

Integration des Behinderten als Befreiung für alle

Die Gesellschaft wird den Behinderten erst dann mit einer neuen Einstellung begegnen, wenn auch die Behinderten nicht mehr bereit sind, ihre Entmündigung zu akzeptieren. Noch gibt es Fälle, in denen Behinderte die ihnen zustehenden Sozialleistungen nur deshalb nicht erhalten, weil sie es nicht gelernt haben, sich zu wehren. Auf der anderen Seite ist — auch dank IV — eine neue Behindertengeneration herangewachsen, die bereit ist, ihre Befreiung in die eigene Hand zu nehmen, sich zu organisieren, in allen gesellschaftlichen Bereichen mitzubestimmen und Verantwortung zu übernehmen. Ein neues Bewußtsein und Selbstwertgefühl beginnt sich unter den Behinderten wie unter ihren Angehörigen und Freunden zu entwickeln. Der Behinderte dieser neuen Generation will nicht mehr andere für ihn reden und handeln lassen, er will seine Bedürfnisse selber formulieren, sein Leben nach seinen eigenen Vorstellungen gestalten und seine Zukunft selbst bestimmen.

Das gemeinsame Ziel der Behinderten und der Nichtbehinderten ist die *wechselseitige Integration*. Denn Integration ist keine Einbahnstraße: Sie darf nicht heißen, daß der Behinderte die gängigen Wertvorstellungen unserer Gesellschaft zu übernehmen, sich gar den Fettschen von Leistung, Härte, Karriere, Attraktivität und so weiter zu unterwerfen habe. Integration muß im Gegenteil bedeuten, daß die Gesellschaft sich durch den behinderten Mitmenschen in Frage stellen läßt und daß sie dabei lernt, menschlicher zu werden, zum Wohl nicht nur der Behinderten, sondern auch der Nichtbehinderten. Selbst in jenen Fällen, in denen ein Behinderter keine oder nur eine geringe Leistung erbringen kann, bleibt es seine Aufgabe, den Mitmenschen die Augen für das Wesentliche des Menschseins zu öffnen und auf gemeinschaftsbezogene Werte wie Liebe, Offenheit, Wahrhaftigkeit, Herzlichkeit, Solidarität hinzuweisen. Die Integration ist dann glücklich, wenn die Behinderten keine Randgruppe mehr sind, wenn eine

radikale Umwertung der herrschenden Werte Platz greift, wenn Sein wichtiger ist als Haben, wenn jeder Hilfe leistet und jeder Hilfe empfängt, weil jeder auf seine Weise Hilfe braucht und sich durch Helfen verwirklicht, wenn mit einem Wort diese mammonsüchtige Ellbogengesellschaft endlich überwunden ist.

Ohne die Integration der Behinderten ist die Gesellschaft selbst behindert. Wie viel mehr muß das für die *Kirche* gelten, die doch berufen wäre, die Befreiung der Behinderten durch beispielhafte Zeichen der Solidarität zu fördern. Statt dessen wird der Behinderte in der Kirche weit weniger als Subjekt der Befreiung denn als Objekt «christlicher» Wohltätigkeit betrachtet und noch allzu oft mit frommen, aber oberflächlichen Sprüchen angehalten, sein ihm auferlegtes Kreuz tapfer und sogar freudig zu tragen. Behinderte, die sich gegen diese kirchliche Mentalität auflehnen, leisten der Kirche den größten Dienst. Sie helfen der Kirche, menschlicher und solidarischer zu werden.

IRENE HÄBERLE

Pastoralforum: Man delegierte weiter . . .

Wo war die Basis?

«Lebendige und missionarische Gemeinde — ihre Dienste und Aemter», so lautete das Thema des Interdiözesanen Pastoralforums, zu dem sich vom 29. Oktober bis 1. November dieses Jahres in Lugano um die 140 Delegierte der katholischen Kirche der Schweiz trafen.

Die in der Halle des Padiglione herumschwirrenden Geister ließen Großes versprechen. Anwesend waren vor allem viele Amtsträger, die Professionellen . . . Die Schweizerische Bischofskonferenz hatte sie aus den wichtigsten Organisationen und Institutionen nominiert. Ich figurierte unter «Betroffene Personenkreise» und vertrat das Schweizerische Aktionskomitee für das Jahr des Behinderten. Wenn man von den Laientheologen absah, waren die eigentlichen Laien eine verschwindend kleine Zahl.

Gearbeitet wurde vor allem in den fünf thematischen Sektionen «Evangelisierung und Dienstämter», «Gemeinde und Dienstämter», «Die neue Situation der Frau und die Dienstämter», «Das Seelsorgeteam» und «Kirchliche Berufe und Ausbildung zum kirchlichen Dienst». Ich hatte mich der letztgenannten Sektion angeschlossen. Je mehr die Diskussion in dieser Sektion ihren Lauf nahm — und auch nach Anhören der ersten Berichte der anderen Sektionen — desto mehr fragte ich mich, ob wohl das Interdiözesane Pastoralforum wirklich die kirchliche Basis repräsentiere. Wer vertrat die Armen, die